

Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.
Verlag von Adam Etienne, Destrach-Etville.

1915. * Nr. 3.

Burg Rosenstein.

Eine schwäbische Geschichte aus alter Zeit von Fritz Nibel.

(Fortsetzung.)

Der Alte, welcher in atemloser Spannung dem Erzähler gelauscht schlug bei dessen letzten Worten mit geballter Faust auf den Eichenblock und rief mit starker Stimme: „Tät' wahrlich not, daß der erlauchte Herr auch hier in Schwaben Eintehr hielte und mit eisernem Besen das Raubgefinde aus dem Lande sege, das auf den festen Schlössern des Altbuchs sitzt und Land und Leute weidlich platt und schindet!“

„Geduld nur, wacker Meintrad!“ beschwichtigte der Gast. „Herr Rudolf tut nichts halb! Auch an das Schwabenland kommt die Reihe, sobald am Main und in Thüringen die adeligen Räuber gezüchtigt sind! Doch wollt' ich Euch von mir erzählen — wollt' Euch künden, warum ich auszog nach dem Altbuch, wo meine Wiege stand. Ihr habt's wohl schon erraten! Als mein Ohm und ich,

mit Günst und Ehren von unserem königlichen Herrn überläuft, nach Burg Fürstberg zurückgekehrt waren, da trängte meine liebe Mutter mich zur Fahrt nach Schwaben. Ein Engel sei ihr erschienen, vertraute sie mir an, der habe ihr die beseligende Verheißung zugeflüstert, daß meine Schwester lebe, und daß es mir vergönnt sei, sie in die Arme der Mutter zurückzuführen. Wie hätte ich da widerstreben können, zumal ich selber vor Begierde brannte, Licht in das Dunkel zu bringen? Ich ritt hierher, und scheint es nicht, als ob der Traum der Mutter in Erfüllung ginge? Ich finde Euch, und Ihr erzählet mir von jenem Weibe, das in der Unglücksnacht mit meinem Schwesterlein verschwand und wider

besseres Wissen nachher meldete, daß meine Mutter mit ihren beiden Kindern von dannen gezogen sei! Läßt das nicht vermuten, daß diese Amme ein falsches Spiel getrieben hat, zumal sie, wie Ihr sagtet, das Weib des Verräters Wolf Hebrand gewesen ist?“

„Weiß Gott, Ihr könntet recht haben, junger Herr!“ erwiderte der Köhler, in dem ein Gedanke aufzublitzen schien. „Die Friedegund, das Weib des Hebrand, war von jeher von verschlagener, list'ger Art! Ihr ist wohl zuzutrauen, daß sie mit dem Kinde heimlich entwichen ist!“

„Lebt diese Friedegund noch? o sagt es mir!“ fragte der junge Ritter dringend.

„Sie lebt noch auf Burg Rosenstein, die alte Hexe, und macht ihrem Ehemann, dem Vogt, das Leben weidlich sauer!“

„Und wißt Ihr einen Rat, wie ich sie sehen, ihr begegnen kann? Vielleicht vermag ich es, zum Reden sie zu bringen!“

„Gebt Euch keiner falschen Hoffnung hin, junger Herr!“ versetzte der Alte. „Die Friedegund ist eine böse Sieben, von der sich nichts ertrogen läßt! Wird weislich schweigen über das, was

sie dereinst getan!“

„Wie meine gute Mutter mir vertraute, war die Friedegund doch eine treue Magd! Wie konnte sie da solch schmähligen Verrat an ihrer Herrin üben?“

„Treu war die Amme nie!“ entgegnete der Köhler. „In ihrer Herzensgüte hat Frau Zimgard, Eure edle Mutter, zu fest auf sie gebaut! — Wenn mich nicht alles trügt, dann hat die Friedegund auf Geheiß des wüsten Hans von Rosen-

stein so schändlich an ihrer Herrin gehandelt! Doch will ich nichts behaupten, was ich nicht beweisen kann!“

Der Alte schwieg und sah, nachdenklich den Kopf schüttelnd, vor sich hin. Dem aufmerksam zuhörenden Gaste schien es, als ob sein Wirt Vermutungen hege, die er sich scheute, auszusprechen.



Stützstätte deutscher Matrosen in den Dünen bei Ostende.

Drum fragte er dringend: „Doch was vermutet Ihr? Wollt Ihr nicht offen Eure Meinung sagen, auf daß sich vielleicht ein Faden findet, der zum Ziel leitet?“

„Ich weiß nicht, ob es Eurer edlen Mutter genehm ist, wenn ich Euch von der fernem Vergangenheit erzähle“, begann der Alte zögernd, wurde aber sofort von dem Gaste mit den Worten unterbrochen:

„An Euch hat meine liebe Mutter mich gewiesen — an Euch, den Rehrad! Hat mir geboten, daß ich in allem Eurem Räte folgen soll, wenn ich Euch fände, mich von Euch in allem unterrichten lassen soll.“

„Dann darf ich Euch wohl mein Vermuten offenbaren“, sagte der Alte. „Vor allem müßt Ihr wissen, daß Hans von Rosenheim dereinst um Eurer edlen Mutter Hand geworben hat, als sie noch Jungfrau war. Sie wies ihn ab, nahm Eures Vaters Hand. Das hat den wüsten Hans aufs tödlichste in seinem Stolz verwundet, so daß er seinen ganzen Haß auf den beglückten Nebenbuhler warf. Sein ganzes Sinnen und Trachten ist gewesen, das Glück, so auf Burg Horn wohnte, zu zerstören. Leider Gottes ist es ihm gelungen. Jammer und Tod hat er über Euer edles Elternpaar gebracht, doch waren seine Nachgelüste damit noch nicht gekühlt. Das Weib, das ihn verschmäht, sollte das Außerje an Herzenspein erdulden, was ein Menschenhirn nur erträumen kann. Ihr könnt Euch denken, was ich sagen will, was ich vermute. Der Schuft Wolf Hebrand und Friedegund, sein Weib, sie standen beide in dem Gold des Rosenheimers, und Euer Schwesterlein ward in jener Nacht mit Vortbedacht von der verräterischen Amme entführt!“

Vor Erregung zitternd war der junge Ritter von seinem Sipe aufgesprungen und schickte sich zu einer Frage an, als der helle, von draußen hereinfliegende Ton eines Jagdhorns ihn schweigen ließ. Auch der Köhler hatte sich verwundert erhoben und lauschte den sich wiederholenden Klängen, während Trudelein ausrief:

„Das ist die Burga! Mit diesem Hörnertrufe kündigt sie sich an, wenn sie in unsrer Hütte Einkehr halten will. Ich eile ihr entgegen.“ Und leichtfüßig verließ das Mädchen die Hütte, während der junge Ritter nach seinem Schwerte griff und der Köhler an eines der kleinen Fenster trat, um in den jetzt in tiefer Dämmerung liegenden Forst hinauszusehen.

„Für Eure Sicherheit habt keine Sorge!“ sagte der Alte nach einer kurzen Weile, sich umwendend. „Das edle Fräulein kommt allein und ahnt wohl nicht, daß Ihr als Gast in meinem Hause weilet. Wenn Ihr vermeiden wollt, ihr zu begegnen, dann berge Euch dorten in dem Kämmerlein!“

„Das wäre feige, denn ich habe keinen Grund, den Anblick der Jungfrau zu scheuen!“ entgegnete der Jüngling. „Offen will ich ihr begegnen, aber eines erbitt' ich mir von Euch: Verschweiget meinen wahren Namen — nennt mich Heinz von Fürstenberg!“

3. Die wilde Burga.

Die volltönende Frauenstimme, die Heinz von Horn heute nachmittag auf der Waldwiese gehört hatte, und deren Klang ihn eigentümlich durchzuckte, ließ sich jetzt draußen vor der Türe der Hütte vernehmen:

„Schmäle mich tüchtig aus, lieb Trudelein! Ist fast ein Mond dahingegangen, seit ich zum letztenmal dich sah. Doch glaub' deswegen nicht, daß ich dich, liebes Ding, vergaß! An jedem Tage wollt' ich herüberreiten, doch immer hat ein Zufall mein Kommen vereitelt!“

„Von Herzen freut es mich, edles Fräulein, wenn Ihr Einkehr bei mir haltet!“ entgegnete die sanfte Stimme Trudeleins, wurde aber sofort von der anderen unterbrochen:

„Wie oft soll ich dir sagen, Trudelein, daß ich für dich kein edles Fräulein bin! Nenne mich du und Burga oder besser noch, lieb Schwesterlein, denn wie einer Schwester ist mein ganzes Herz in Lieb' dir zugetan!“

„Darf ich es wagen?“ wendete Trudelein ein. „Wird Euer Stolz es dulden —“

„Bin ich bei dir, dann kenn' ich keinen Stolz!“ unterbrach das Fräulein wieder. „Jetzt, Liebling, gib mir eine Schale Milch — der weite Ritt hat durstig mich gemacht!“

Bei den letzten Worten war die Sprechende in die Türe der Hütte getreten, so daß sich ihre Gestalt scharf von dem glänzenden Rot des abendlichen Himmels abhob. Edlere Linien und Formen meinte der junge Ritter Heinz von Horn noch nie gesehen zu haben, und wie heute nachmittag ergriff ihn bei dem Anblick des reizenden Frauenbildes ein seltsames, noch nie gekanntes Empfinden. Es war ihm, als ginge von der Gestalt Walburgas von Rosenheim ein beräuchernder Zauber aus, der sein ganzes Denken und Fühlen in Fesseln schlug, und mit aller Willenskraft mußte er sich dazu zwingen, die stolze Niene beizubehalten, die er in Erwartung der Begegnung mit seiner schönen Widersacherin von heute nachmittag angenommen hatte.

Bei der in der Hütte nunmehr herrschenden tiefen Dämmerung vermochte die Eintretende die an dem Eichenbalken stehende Männergestalt nicht zu erkennen. Erst als die von dem alten Köhler entzündeten Kienspäne ihr flackerndes Licht durch den Raum warfen, schielte sie sichtlich zusammen und schien einen Augenblick im Zweifel, ob sie den von dem jungen Ritter gebotenen Gruß erwidern sollte, dann aber neigte sie leicht das Haupt und sagte:

„Euch sind' ich hier? Zwar hätt' ich mir es denken können, denn weit und breit gibt es kein anderes Obdach!“

„Es schmerzt mich, wenn meine Gegenwart Euch lästig fällt, hochedle Jungfrau!“ erwiderte der junge Ritter. „Doch hab' ich keinen Grund, ein Begegnen mit Euch zu vermeiden. Ist's aber Euer Wunsch, von meinem Anblick befreit zu sein, dann such' ich mir ein Plätzchen draußen in dem Laub, solange Ihr unter diesem Dache weilet.“

„Fern sei es mir, das Gastrecht Euch zu schmälern, zumal Ihr vor mir Einkehr hietet!“ entgegnete die Jungfrau. „Im Frieden dieser Hütte werden wir wohl unsern Span und Streit vergessen!“

Die Worte klangen so freundlich, daß der junge Ritter überrascht einen Schritt näher trat und fragte:

„So zürnt Ihr mir nicht mehr, hochedle Jungfrau? Wollt mir mein rauhes Wesen gegen Euch verzeihen?“

„Nicht ich hab' zu verzeihen, sondern Ihr! Daß Ihr gebührend meinem jachen Zorn begegnet seid, das war in Eurer Lage Euer volles Recht, und wenig würde ich Euch achten, wenn Ihr klavisch zu Kreuze geschrien wäret, wie ich es an anderen, die sich Männer nennen, gewohnt bin! Ich dank' dir, liebes Trudelein“, fuhr die Sprechende dann, sich abwendend, fort, indem sie die ihr von der Enkelin des Köhlers gereichte Schale Milch an die Lippen setzte. „Ha, so ein Trunk schmeckt wohl nach scharfem Reiten!“

In sprachloser Verwunderung hatte der junge Ritter die Rede der schönen Jungfrau angehört, die jetzt mit anmutigem Lächeln die Schale zurückreichte und sich wieder an ihn wendete:

„Ihr staunt ob meinen Worten — findet sie wohl außer aller Weise? Müht mich halt nehmen, wie ich bin! Weit schwerer fällt es mir, auf einem Unrecht trotzig zu beharren, als offen es den anderen zu gestehen! In wildem Groll bin ich von Euch geritten, erfüllt von Gier nach Rache, doch als ich vor dem rasenden Gewittersturm in einer Felsenhöhle mich bergen und lange dort verweilen mußte, schien mir nach reiflichem Erwägen Euer Tun weit weniger verdammenswert, und schließlich hab' ich anerkennen müssen, daß Ihr als Mann nicht anders handeln konntet! Drum laßt uns unsren Zwist vergessen und die traute Heimlichkeit der Stunde genießen! Erzählet mir von Euch!“

Rit einem kindlichen, bezaubernden Lächeln hatte sie ihm bei den letzten Worten die Hand gereicht, über die sich der junge Ritter ehrerbietig neigte.

„Sagt' ich es nicht?“ warf hier das Trudelein ein. „Die edle Burga hat ein liebes, gutes Herz! Ihr ist es nicht gegeben, heimlich Groll und Grimm zu nähren!“

Der junge Ritter aber entgegnete mit freudig aufleuchtenden Blicken: „Eure Worte machen mich glücklich, hochedle Jungfrau, weit glücklicher, wie Ihr denkt. Gern folg' ich Eurem Wunsche, von mir und meiner Heimat zu erzählen. Das schöne Rheinland nenne ich meine Heimat; unweit dem weinberühmten Bacharach steht meines Oheims Burg und Heinz von Fürstenberg bin ich geheiß.“

„Von Rheine kommt Ihr! Von dem sagenreichen Strome?“ rief das Edelsträulein überrascht. „Ein Paradies muß Eure Heimat sein, nach allem, was darüber in Wort und Lied gemeldet wird! O, könnte ich den Rhein in seiner Märchenpracht nur einmal sehen! Ist's wahr, Herr Ritter Heinz von Fürstenberg, daß in des Rheines Wellen sich bei Vollmondschein die Schar der Nixen fröhlich tummelt, — daß von dem Fels herab der Lurlei Zauberbesang ertönt und den betörten Schiffer in das Verderben lockt? O bitte, erzählet doch, Herr Ritter, — ich höre für mein Leben gern so wunderbare Mären, wie sie vom Vater Rhein von Mund zu Munde gehen!“

Die unbesangene Redeweise der Jungfrau und ihre kindliche Freude übten auf das Empfinden des jungen Ritters einen befruchtenden Reiz aus. Es drängte ihn, die anmutige Lichtgestalt, die bittend ihre kleine Hand auf seinen Arm gelegt hatte, sich wohlgeneigt zu erhalten. So entgegnete er erötend:

„Nicht nur vom Vater Rhein vermag ich Mären und Lieder zu melden — auch noch andere Weisen wurden mich auf der Ritterschule zu Lorch gelehrt, wo oftmal Sangesfürsten, wie Herr Heinrich von Reichen, Walter von der Vogelweide und andere Einkehr hielten und uns mit ihrem Sang entzückten! Wenn Ihr's vergönnt, dann nehmt' ich meine Harfe.“

„O, herrlich, herrlich!“ unterbrach die Jungfrau den Sprechenden, indem sie freudig in die Hände klatschte. „So seid Ihr gar

einer der gepriesenen Sänger, wie sie von Burg zu Burg ziehen und mit des Liedes Wohlklang Herz und Sinn erfreuen? Wie oft schon hab' ich mich nach einem dieser Gottbegnadeten geseht, doch alle meiden sie Burg Rosenstein, der rauhen Sitten wegen, die dort herrschen!"

Der junge Ritter war an seinen auf der Seitenbank liegenden Mantelsack getreten und entnahm einer in demselben befindlichen Ledertasche eine zierliche Handharfe, wie sie von den fahrenden Sängern jener Zeit benutzt wurden. Die Saiten stimmend, bemerkte er lächelnd:

„Spannt Euer Erwarten nicht zu hoch, hochedle Jungfrau! Ein Großer in dem Reich der Töne bin ich nicht, doch will ich gern mein höchstes Können einsehen, um Euch und meinen lieben Wirten zu gefallen. Und weil des Waldes hehres Schweigen uns umfängt, soll ihm mein erstes Lied zum Preis erklingen.“

Melodisch erbrausten die Saiten unter den offenbar kunstgeübten Händen des jungen Ritters, und nach einem kurzen Vorspiel begann dieser mit wohlklingender Stimme:

Nach des Waldes grünen Hall'n
Auf den Bergen droben,
Laßt uns frommen Sinnes wall'n,
Gott den Herrn zu loben.

Denn wo sich des Waldes Grün
Wölbt zu schatt'gen Zelten,
Auen und Erdbeer' blühen,
Wohnt der Herr der Welten.

Feierlich verkündet dort
Rauschen in der Höhe,
Murmelfluss aus Felsenhort
Des Gewalt'gen Nähe.

Finkenschlag und Amschlied
Aus den dunklen Hegen
Ruft dem gläubigen Gemüt
Herrgotts Gruß entgegen.

Alles atmet Harmonie
In des Waldes Reizen;
Andachtsvoll beugt' ich das Knie,
Gott den Herrn zu preisen."

Mit sanften Klängen, die bald leise zitternd, bald hell aufjubilend an das Wehen des Waldes, an Vogelgesang, Bachgemurmel und Wipfelrauschen gemahnten, schloß der Sänger seinen Vortrag. Sichtlich im Innersten ergriffen saßen die Zuhörer. Das Trudelein hatte unwillkürlich die Hände gefaltet und sah mit strahlenden Augen zu dem jungen Ritter empor, der alte Köhler hob seinen Becher und ließ ihn an den des Gastes klingen, während die Edelknecht sich langsam von ihrem Sitz erhob und mit einer Kieme, in der sich Begeisterung und Staunen paarten, zu dem Jüngling trat. Dessen Rechte erfassend, sagte sie:

„Wenn Ihr kein Gottbegnadeter seid, dann ist es keiner, Herr Ritter! In Eurem Sang liegt Zauberkraft, die Herz und Sinn erhebt. Noch niemals habe ich in meinem Leben eines Mannes Stimme von solchem Wohlklang vernommen!“

Heiß ertöte der Jüngling und neigte sich über die Hand der Sprecherin. Und den Blick voll schwärmerischer Glut auf ihr edelschönes Antlitz richtend, erwiderte er:

„Das Lob aus Eurem Munde ist mir fürwahr der höchste Lohn! So hab' ich nicht umsonst des Sanges Kunst seit meiner frühesten Jugendzeit geübt, denn sie erwirbt mir Eure Gnade, Euer Wohlgefallen!“

„Nicht minder wie in der edlen Sangeskunst scheint Ihr im höflichen Frauendienst erfahren!“ gab die Jungfrau mit heiterem Lachen zur Antwort. „Doch wird Euch meine volle Gunst erst dann zuteil, wenn Ihr die kurze Frist, so mir vergönnt ist, noch hier zu weilen, freundlich dazu benutzt, nochmals das Harfen- spiel zur Hand zu nehmen und uns ein Lied vom schönen Rhein zu singen!“

„Euer Wunsch ist mir Gebot!“ versetzte der Ritter und ließ die Saiten wiederum rauschend erklingen, um nach kurzem Vorspiel einzusetzen:

„Laß ab, o Liebster“, so fleht die Maid,
Der Vollmond ergießet sein silbernes
„Laß ab von dem frehlichen Begehren;
Licht
Das Fischen im Strome zur Voll-
Herab auf die ziehenden Wellen,
mondszeit
In ihren Strudeln, in ihrem Wüth,
Die Töchter des Rheines verwehren!“
Beginnt es zu wogen, zu schwellen.

„Wie mögen dich kluges, dich herziges
Es heben sich Arme und Raden
Kind,
empor,
Solch törichte Märlein nur schreden?
Weißleuchtend wie Schwanengesie-
Ich fürchte mich nicht vor dem Rigen-
der,
gesind,
Und leise erklingen melodisch im Chor
Verlaße ihr Drohen und Reden!
Veräufende zaubrische Lieder.

Zum Salmenfang hängen die Rehe
„Der heißesten Sehnsucht, der Minne
bereit,
Gewalt
Gespant unter Schaffen und Mähen,
Poßt uns aus der Tiefe, der blauen,
Run gilt es, mit Eifer zur richtigen
Das Auge zu weiden an deiner Ge-
Zeit
stalt,
Die schuppige Beute zu ziehen!“
Dein herrliches Antlitz zu schauen.

Ein leichtes Umarmen, ein letzter Kuß,
D neige herab dich, du Schönster im
Das Schifflein, es stößt vom Lande,
Land
Und gleitet hinaus in den glitzernden
Und stille das heiße Begehren,
Fluß,
Wie hat eine sterbliche Seele gekannt
Hinüber zum felsigen Strande.
Die Sonne, so wir dir bescheren!“

So klingt's aus den Wellen, bald leise, Tief neigt er sich wieder in trunkenem
bald laut, Mut,
Mittschmeichelndem, lodendem Wirren; Bezwungen von Zaubergerwalten,
Vergessen sind Reue, vergessen die Da waltet empor und schäumt die
Braut, Flut,
Dem Fischen die Sinne sich wirren. Verweht sind der Rigen Gestalten.
Ein rasendes Kreischen, ein gurgelndes Schwell'n,
Ein Knirschen, ein schütterndes Krachen —
Ein Todeschrei, und in den glitzernden Well'n
Versunken sind Fische und Raden.

Die rauschenden Saitenklänge nach dem Schluß der Ballade waren schon seit geraumer Zeit verhallt und immer noch saßen die Zuhörer schweigend in atemloser Spannung, als wäre ihnen eine Offenbarung geworden. Auf ihre einsachen, von keinem Hauch der Welt berührten Gemüter wirkte die hohe Sangeskunst des Gastes geradezu überwältigend, so überwältigend, daß sie sich scheuten, das sie durchströmende hehre Empfinden in lauten Worten des Beifalls zu äußern.

Das Trudelein war aufgestanden und schüttelte dem Sänger stumm die Rechte, indes der Köhler wiederum mit leuchtenden Augen den gefüllten Becher erhob; Walburga von Rosenstein aber löste den ihre Brust zierenden wilden Rosenstrauß und reichte ihn dem Jüngling mit den Worten:

„Mit Worten vermag ich nicht das erhebende Gefühl zu schildern, das mich bei Eurem Singen bewegt! Nehmt dies zum Dank, zum Angedenken an diese herrliche Stunde! Und wollt Ihr einen Herzenswunsch mir erfüllen, dann lehret ein als Gast auf Feste Rosenstein! Erhebend und veredelnd wird der Zauber Eures Sanges auf die Gemüter meiner wilden Brüder wirken. Vielleicht seid Ihr von Gott gesendet, um das Gute in ihnen wachzurufen. Verweigert meine Bitte nicht!“

Mit freudig verklärten Blicken nahm der junge Ritter die duftende Gabe entgegen und drückte die zarten Blüten leicht an die Lippen. Die liebliche Gestalt der Bittenden mit der wohlklingenden Stimme mußte wohl einen unwiderstehlichen Zauber auf ihn ausüben, denn ohne einen Einwand zu erheben, neigte er sich über die Hand der Jungfrau und flüsterte:

„Wie könnt' ich Eurer Bitte mich versagen! Eure holde Anmut zwingt mich, in allem Euch zu Dienst zu sein! Ist's Euch genehm, begehrt' ich morgen um die Mittagsstunde Einlaß auf Rosenstein!“

„Ihr sollt willkommen sein — habt Dank von Herzen! So sag' ich Euch auf Wiedersehen, denn meine Zeit ist um. Schon lugt der Vollmond über den Hohenstaufen, da lehren meine Brüder in längstens einer Stunde Frist zurück, und schwer verdrießt es sie, wenn sie mich nicht zu Hause finden.“

„Sie sorgen sich wohl um ihr Schwesterlein?“ fragte der junge Ritter lächelnd.

„Der Haug und Jörg sich sorgen und um mich?“ entgegnete die Jungfrau wegwertend. „Die kennen nur die Sorge für sich selbst! Ganz andere Gründe, die ich Euch nicht nennen mag, bewegen sie, zu haben und zu scheitern, wenn ich des Abends nicht beim Mahle bin. Doch will ich mir die schönen Augenblicke im Frieden dieser Hütte nicht vergällen mit dem Erinnern an mein freudlos Heim. Gehabt Euch wohl — auf Wiedersehen bis morgen!“

Und ohne eine Entgegnung abzuwarten, schritt die Jungfrau durch die offenstehende Türe hinaus in die Vollmondnacht. Das draußen angeplöde Roß wieherte freudig seiner Herrin entgegen, die die Halfter löste und sich beugend auf den Rücken des Tieres schwang. Verzückt sah der junge Ritter, der ebenfalls in das Freie getreten war, zu der lichten Gestalt empor, die auf dem milchweißen Zelter im Silberlichte des Mondes einen Anblick von märchenhafter Schönheit bot. Unwillkürlich legte er wie betauernd die Rechte auf die Brust, und Walburga von Rosenstein schien die stumme Gebärde seiner Verehrung zu verstehen. Mit einem seltsam warmen Ausdruck begegnete ihr Blick den schwärmerisch zu ihr emporgeschlagenen Augen des Jünglings, und wie gewährend neigte sie das stolze Haupt, indes ihre Lippen in einem Lächeln, der den Hörer im Innersten erbeben ließ, wiederholten: „Auf Wiedersehen!“ Dann mied sie der gleichfalls herausgetretenen Entlein des Köhlers freundlich zu, und mit gewaltigen Sägen strebte das mit einem leisen Bungen- schlag angetriebene Roß zur Höhe. (Fortsetzung folgt.)

In die Wolken — in die Lüfte!

Stütze aus dem Weltbrand von Albert Krueger.

(Nachdruck verboten.)

Weit draußen, hart an der französischen Grenze, liegen, sprungbereiten Tigern vergleichbar, in unabsehbarer Reihe deutsche Regimenter von langen, andauernden Märschen erschöpft und pflegen der Ruhe. Sie kann nur kurz sein, da mit Anbruch des Tages der Vorstoß ausgeführt wird, der alle Kräfte der Truppen in Anspruch nehmen wird.

Tiefe Stille lagert über dem weiten Gefilde. Alle Feuer sind gelöscht, jedes laute Wort unterdrückt. Gilt es doch, dem Gegner die eigene Stellung nach Möglichkeit zu verbergen. Wie der Blitz aus heiterem Himmel nach alter, bewährter Methode, soll und wird der wuchtige Schlag geführt werden, der dem Ruhmestranz der deutschen Armeeführung ein weiteres Blatt anfügen muß.

Selbst der Mond, der gestern noch so rein und hell den langen Marschkolonnen leuchtete, scheint



Der jüngste Unteroffizier der deutschen Armee.
(Mit Text.)

den fahlen Deutschen helfen zu wollen. Andauernd verbirgt er sein strahlendes Antlitz hinter den düster und schwer über die unendliche Ebene ziehenden Wolken und lugt nur selten einmal hinter seinem Vorhang hervor. Stets verschwindet er sofort wieder, lächelnd, als wolle er sagen: „Ruht nur, ihr Müden, ich verberge euch störenden Blicken!“

Leise tönt ab und zu das Schnauben eines Pferdes in die Stille, der verhaltene Schritt eines Postens auf dem vorgeschriebenen Rundgang. Hurtig huscht dann und wann ein Mäuschen durchs Gras, hebt einen Augenblick witternd das Näschen, um sofort eiligt, erschreckt durch

viele fremdartige Wesen ringsum, zu verschwinden. Hinter dem Gros der Truppen, in einer Tal-
sentung, vollständig unsichtbar gemacht, steht das Zelt des Armeeführers, umringt von einer ganzen Anzahl kleinerer und größerer dieser lustigen Behau-



Der Regimentskassierer bei der Arbeit. Nachdem die Zeit der langen Märsche vorüber ist, geht „das Geschäft“ etwas ruhiger.



Julius Föhr. (Mit Text.)

lungen. Aus allen dringt abgeblendetes Licht. — Unzählige Telegraphendrähte münden hier aus allen Richtungen der Windrose. Und unweit der Zelte ragt das Gerüst eines fahrbaren Funkturm gegen den dunklen Nachthimmel empor. In diesem Lagerteile herrscht Leben, leises, aber unheimliches Leben. Unablässig klappern die Apparate, kommen und gehen Adjutanten, Radfahrer, Mel-

dereiter. Der Mann, der dort in dem großen Zelt über die die furchtbare Verantwortung für all die Menschenleben trägt, die hier auf Weilen ringsum der Ruhe pflegen, kennt kein Ermüden. Mögen die Anforderungen, die an ihn gestellt werden, auch noch so enorm sein, mögen seine Nerven immerhin zu reißen drohen, — seine unbändige Willenskraft zwingt den rebellierenden Körper stets wieder zur Ordnung. Seine Majestät hat ihn auf diesen Posten berufen, damit er all sein gewaltiges Wissen und Können einsetze zum Heile des Vaterlandes. Und das geschieht — geschieht unbedingt. Alles andere hat zu schweigen!

Langsam gleitet der Bleistift über die



Gesundheitschutz in der österreichischen Armee. (Mit Text.)

Karte. Hier ein ganz kurzes Halt, ein blitzschnelles Überlegen, dort noch einmal. Dazwischen klingen seine Dispositionen, kalt, klar, knapp und scharf. — Und nun ein längeres Zögern. Der Stift sinkt auf den Tisch und kurz richtet sich die große, schon etwas gebeugte Gestalt des Generals auf. Ein gutes, klares Gesicht, ohne allen Falch, wendet sich dem Generalstabschef zu, der alle Befehle seines Vorgesetzten in das Leben übersetzt. Zwei helle, freundliche Augen blitzen ihn an. Und: „Run noch einen außergewöhnlich tüchtigen Flieger und einen ebensolchen Beobach-

ter, lieber Wangerheim!“ tönt eine äußerst sympathische Stimme. Der Generalstabschef gibt einen kurzen Befehl, ein Adjutant hastet davon. Und wieder beugt sich der General über die Karte. Etwa zweihundert Meter hinter dem Zelt des Kommandierenden liegt die Fliegerstation. — In sechs Schuppen hatten ebensoviele der grauen, eisernen Vögel, die sich schon längst in zahllosen Reihen bewährten, der Schreden der Gegner, die Wonne der Freunde geworden



Das Leben in den vordersten Schützengräben. Rechts Schlafhöhlen und Sitzgelegenheiten, links Postkammern, die als Tisch und Schrank dienen.



Verbindungsgraben zum Befördern von Munition und Nahrungsmitteln nach den vordersten Schützengräben.

sind. Hier ist alles still und dunkel. Nur an einer Ecke des Schuppens, der dem Generalstabszelt am nächsten liegt, flüstert eine Gruppe dunkler Gestalten, in der ab und zu ein glühendes Pünktchen aufleuchtet. Die durch die hohle Hand geschützte, geliebte Zigarre, deren Genuß noch schnell ein ganz Leidenschaftlicher fröhnt. Vielleicht ist's die letzte auf dieser Welt. Macht nichts! Alle Menschen müssen sterben. Nismet! Der gute Gott wird gnädig sein.

Da, da, ein hastiger Schritt: „Ist Herr von Prym hier?“

Schnell löst sich aus der Gruppe eine dunkle Gestalt. Und eine helle Stimme ruft erregt: „Ja — was soll ich?“

„Bitte zu Excellenz!“

Eilig hasten Ordnungsoffizier und Flieger davon. Die Zurückbleibenden knurren: „Hat der ein Schwein! — Wieder hoch! — Das drittemal heute, na, ja! — Wir kommen wohl gar nicht mehr dran?“

Aber dennoch haben alle den frischen, fröhlichen Kameraden gern. Keiner gönnt ihm den Abstieg, obschon alle darin übereinstimmen, daß dieser, seiner tollen Fahrten wegen, unbedingt über kurz oder lang erfolgen muß.

„Flieger und Beobachter, Excellenz!“ avisiert im Kommandeurzelt die leise Stimme des Generalstabschefs.

Hastig fährt der General auf und zu den jungen Leuten herum. Schnell mustert sein heller Blick die beiden jugendlichen, kräftigen Gestalten. Ein leises Lächeln huscht über sein ernstes Gesicht, als er die blühenden Augen der Verufenen bemerkt, die ihn erwartungsvoll anglücken. Just so muß das Auge des Löwen anmuten zu der Zeit, in der er zu dem tödlichen Sprunge ansetzt.

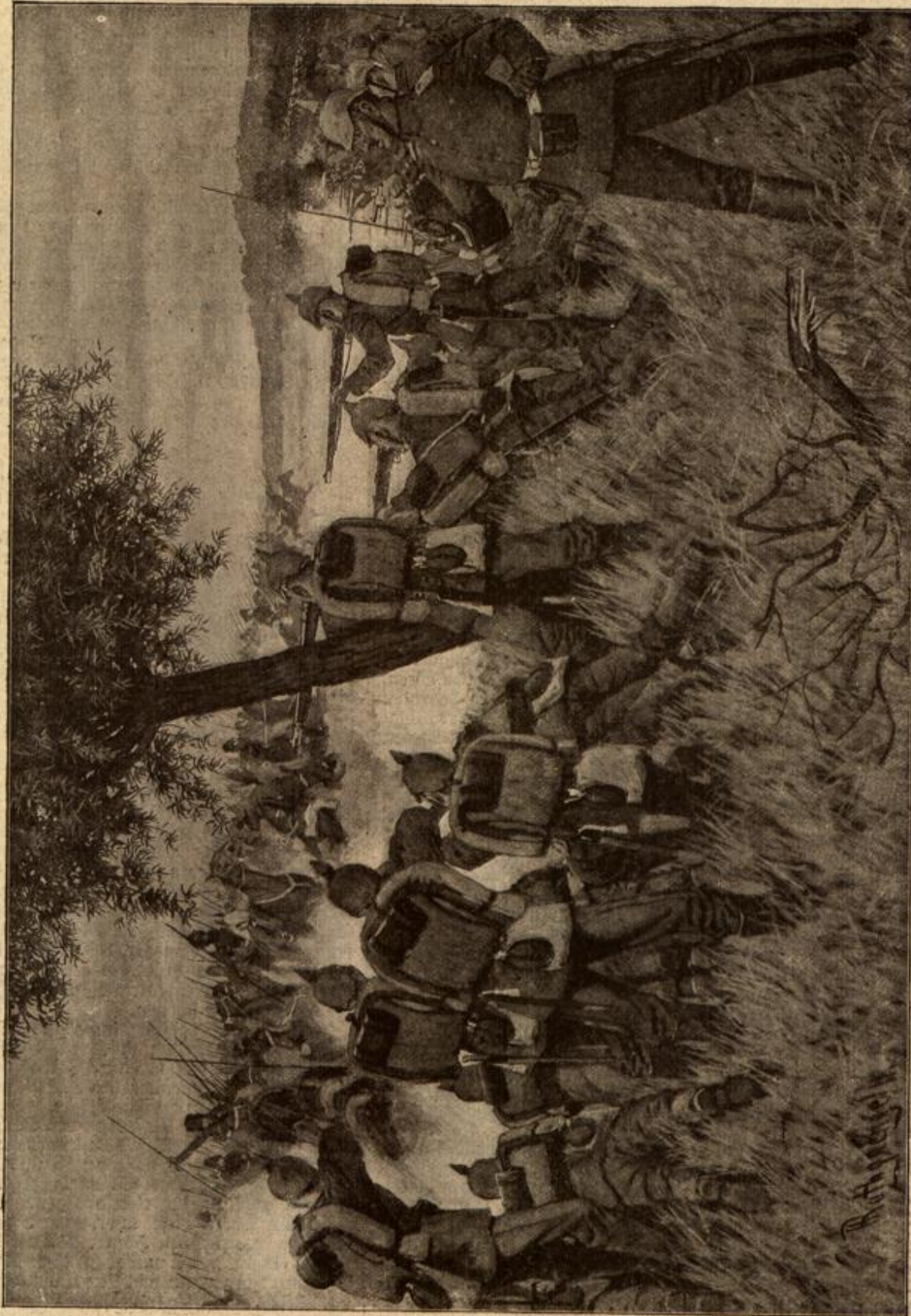
„Es liegt mir sehr viel daran, ganz genau die Stellung der gegnerischen schweren Artillerie zu kennen!“ sagt er freundlich. „Sodann ist es von großem Wert für mich, den Aufmarsch und die Stärke des rechten Infanteriestügels zu wissen, natürlich auch, ob viel Artillerie und Kavallerie dort vorhanden, welche Schwierigkeiten das Gelände etwa bieten könnte! —

Ihre Aufgabe! — Nun treten Sie mal, bitte, hier an diese Karte. Ich will Ihnen die ungefähre, bisherige Stellung erläutern, soweit Sie mir bekannt ist!“

Damit beugt er sich wieder über die Karte und hält den beiden jungen Leuten, mit dem Bleistift die einzelnen Punkte bezeichnend, einen kurzen Vortrag, den er, mit dem Zeigefinger drohend, also schließt: „Aber nicht unnütz sich aussetzen, Kinder,

Majestät braucht jede Kraft! — So, nun gehen Sie mit Gott und kommen Sie heil wieder! — Danke!“

Eilig verlassen die beiden Herren das Zelt und hasten, unterdrückt schwärend, dem Schuppen 3 zu, wo Pryms Flugzeug untergebracht ist, und die übrigen Flieger ihrer bereits harren: „Na, Prym, geht's hoch?“ tönt es ihnen entgegen.



Ein russischer Kavallerieangriff gegen deutsche Schützenlinien. Nach einer Zeichnung von S. Rothgangel.

„Aber sofort!“ antwortete der Angeredete lachend. „In die Wolken — in die Lüfte!“

„Hat der Kerl einen Duiel — nee, so was!“ knurrten die andern, helfen aber alle, das Fahrzeug aus dem Schuppen ziehen. Sofort prüfen die Monteure jeden, auch den unwichtigsten Teil, eingehend, ziehen hier noch eine Schraube an und ölen dort ein Getriebe. „Fertig!“

Schnell klettern Führer und Begleiter in die Höhe. Ein lachendes: „Hals- und Beinbruch!“ der Zurückbleibenden. Dann ein paar schnelle Griffe und: „Loslassen!“ tönt Pryms helle Stimme. In mächtigen Sähen, taumelnd, wie ein aufstiegender Storch, springt das Flugzeug an, um gleich darauf mit einem gewaltigen Satz hinaufzuschleichen, in sein Reich.

Es ist drei Uhr morgens. Langsam versinken die schwachen Lichter des Generalstabszelts und seiner Nachbarn in den braunen Bodenmeln. Selbst vollkommen in Nebel gehüllt, faßt das Flugzeug vorwärts nach der zitternden Nadel des Pfadfinderkompasses auf dem vorgeschriebenen Wege.

Eine halbe Stunde vergeht so in schneller Fahrt und noch eine. Der helle Schein im Osten, den die Piloten schon seit einiger Zeit am Horizont bemerkten, verstärkt sich. Dünner und dünner sind die Bodenmeln geworden. Deutlich sichtbar ist bereits die Erde. Es wird Zeit!

Ein paar kurze Griffe Pryms, und mit vollem Tiefensteuer senkt sich der furrende graue Vogel zur Erde. In hundert Meter Höhe geht's dann mit halber Kraft weiter. Und, während Prym alle Hände voll zu tun hat, um die heute ausnahmsweise heftig einsetzenden Morgenböen zu parieren, sucht sein Begleiter mit dem Glase angestrengt den Horizont ab.

Da! — Hastig fällt der Gdrz in seinen Riemen. Ein leichter Schlag gegen Pryms Schulter läßt diesen kurz seitwärts in die Richtung der ausgestreckten Hand seines Begleiters spähen.

Aha! — Unter blühschnellen Griffen öffnet sich das Ventil und legt sich das Höhensteuer an. Mit hundertundzwanzig Meter Geschwindigkeit rast die Maschine jetzt vorwärts und hebt sich gleichzeitig. Schnell genug sind vierhundert Meter erreicht. Aber da schwebt sie auch schon über den gegnerischen Heeresmassen.

Während Prym nun eine große Kurve anlegt, die den Apparat noch höher bringen wird, kann er es sich nicht versagen, einen neugierigen Blick nach unten zu werfen. Die langen, dunklen Massen, die so starr und leblos anmuten, sind Infanteriekolonnen, das Bewegliche da weiter — Pferde. Aha, und hier Artillerie — da, noch mehr! Schau, schau, nett gedeckt. Na wartet!

In tausend Meter Höhe furt jetzt das Flugzeug. Und es ist hohe Zeit. Die da unten haben den über ihnen schwebenden Adler bereits entdeckt und beginnen sich unheimlich zu regen. Schon ballen sich an einzelnen Stellen weiße Wölkchen zusammen, denen bald mehr und mehr folgen. Regelmäßiges Infanteriefeuer. Der Knall der Schüsse ist hier oben natürlich nicht zu hören, aber die Piloten wissen genau, was die Wölkchen zu bedeuten haben. Prym lächelt verächtlich. Ein Druck auf das Steuer bringt den Apparat in wenigen Sekunden auf fünfzehnhundert Meter.

Währenddessen hat der Beobachter fieberhaft gearbeitet. Beiläufig genau und sauber ist die gegnerische Stellung seinem Zeichenbrett einverleibt. Ein leichter Schlag in den Rücken unterrichtet den Führer, der sofort in rasend schneller Spiralkurve dem Flügel zusteuert. Dort aber haben bereits Geschütze abgeprobt und verhallen ihre Schrapnells fröhlich in der Luft. Doch die sind weit weniger gefährlich, als das Infanteriefeuer. Prym weiß, daß von dreißig höchstens drei krepieren. Und, obschon rechts und links von dem Flugzeug die grauen Wölkchen in der Luft sichtbar werden, steuert er ruhig weiter.

Da erschüttern plötzlich ein paar schnell aufeinander folgende, heftige Schläge den Apparat in seinen Grundfesten. Teufel, das sind Maschinengewehre, jetzt wird's ernst!

Im Nu zieht sich eine harte, kalte Falte um den Mund des Fliegers. Wie eiserne Klammern liegen seine Fäuste auf dem Rade. Und ein stahlharter Glanz tritt in sein Auge. So leicht sollen die Treffer denen da unten doch nicht werden!

In voller Fahrt senkt sich das Flugzeug plötzlich, um gleich darauf wieder anzusteigen. Dabei beschreibt es fortwährend die gewagtesten Kurven. Wieder faßt es herunter. Jetzt hoch. Noch höher. Nochmals tief tief hinab in einer ganz weiten Kurve.

Unentwegt, kalt und ruhig hat der Beobachter inzwischen gezeichnet. Jetzt steht er den Nod fort und trommelt mit beiden Händen Generalmarsch auf Pryms Rücken. Der lacht fröhlich auf. Das heißt: „Fertig — gelungen!“ Na, ja! Fest packt er die Hebel. Und während das Flugzeug nun in fünfzehnhundert Meter Höhe steil zur Rückfahrt in der Kurve liegt, zieht der Beobachter seine Automatische und verknallt fröhlich das ganze Magazin nach unten.

Der Propeller furt und furt. Längst ist nichts mehr von dem Gegner zu sehen. Wohl aber tauchen in der Ferne, wie Rinder- spielzeug ammutend, die Schuppen der Fliegerstation auf, die Zelte. Hunderte bewaffneter und unbewaffneter Augen spähen dem herankommenden Fahrzeug entgegen, das sich nun in engen Kurven schnell niederzusenken beginnt. Jetzt ein kräftiger Aud. Von allen Seiten strecken sich hilfsreiche Hände entgegen. Der Vogel ist gelandet.

Mit einem kühnen Satz ist der Beobachter auf dem Boden und stürzt dem Kommandeurzelt zu. Ein fragendes: „Na?“ der Kollegen aber tönt Prym entgegen.

„Prompt besorgt!“ lacht der auf und springt aus dem Flugzeug. Sofort schickt er aber ein gebührendes: „Na — nu?“ hinterher. Aus seinem linken Armel fließt Blut. Schnell wirft er Lederjacket und Weste ab. Ein kurzer Blick nur mustert den angeschossenen Arm. Dann ist er auch schon in dem Schuppen und jagt den dort stationierten Unterarzt auf: „Du, Pflasterkasten, bind' mir mal schnell den Riß zu!“

Bald ist das gemacht. Und aus dem Schuppen tretend, warnt Prym die Kollegen: „Daß ihr den Mund haltet! — Ich bin nicht verwundet — verstanden?“

„Ahem!“ Auch der getreue, graue Vogel hat einige Löcher in Rumpf und Flügeln. Macht nichts. Pflaster drauf. Und morgen geht's doch wieder hoch!

Mit einem förmlich schluchzenden Laut nimmt der General die laubere Zeichnung des Beobachters in Empfang. Er schweigt. Aber der warme Blick, der die strahlenden Augen des jungen Offiziers trifft, und der feste Händedruck sprechen Bände. Die Funken sprühen. Die Apparate prasseln und rasseln. Unausgesetzt klingen die Telephone. Fieberhaft gleitet der Stif des Generalstabschefs über den Notizblock. Adjutant um Adjutant, Radfahrer um Radfahrer, Meldereiter um Meldereiter jagen davon.

Endlich wirft der General seinen Bleistift von sich und richtet sich tief atmend auf. Warm faßt er die Hand seines Chefs und sagt ruhig: „Das Unsere haben wir getan, nun muß Gott weiter helfen. Und der tut's, Wangenheim, er tut's wahrhaftig!“

Ein Todesritt.

Episode aus dem Weltbrand von Alb. G. Krueger.

(Nachdruck verboten.)

Den ersten Vorstoß des französischen Infanterieregiments auf das Wäldchen vor Tagdorf im Oberelsaß hatten drei Kompagnien des Landwehrbataillons, unterstützt von einigen Maschinengewehren, blutig abgeschlagen. Die Franzosen zogen sich nun in die Hopfenplantagen und Weinberge zurück und nahmen von hier aus die drei nun vor dem Wäldchen in Deckung liegenden Kompagnien unter Feuer. Die vierte Kompagnie hielt der Major einstweilen noch als Reserve in dem Wäldchen zurück, wo auch die Maschinengewehre standen.

Annähernd eine Stunde schon stand so das Gefecht. Vorwärts konnten die Deutschen vorläufig nicht. Aber auch die Franzosen wagten keinen weiteren Vorstoß, obschon sie sich erheblich in der Mehrzahl befanden.

Da änderte sich plötzlich das Bild. In das Rasseln des französischen Gewehrfeuers mischte sich das dumpfe Dröhnen der Kanonen und die ersten Granaten schmetterten in das Wäldchen, und zwar so sicher, daß jedem klar wurde, wie die Franzosen die Entfernung vorher genau ausgemessen haben mußten.

Kurz entschlossen ließ der Major sich nun die vierte Kompagnie aus dem Wäldchen heraus entwickeln, um seine Feuerlinie zu verlängern, und zog auch die Maschinengewehre weiter vor. Ein feines, taktisches Manöver, dessen Wert die Franzosen nicht wohl erkannten. — Da diese gut gedeckt lagen, und nur selten ein sicheres Ziel boten, feuerte die Landwehr auch nur langsam, um die Munition zu schonen.

Sei es nun, daß die französische Oberleitung das schwache deutsche Feuer für ein Zeichen des Erschütterseins ansah, oder daß sie auf jede Gefahr einen Vorstoß beabsichtigte, genug, plötzlich zeigten sich gegenüber dem deutschen Zentrum etwa sieben- bis achthundert afrikanische Jäger.

Sofort erkannte der Major die Sachlage: Eine Attade! Im Augenblick war der Befehl ausgegeben: „Ruhig schießen, sicher zielen, erst das Pferd, dann der Mann!“ Auch wurde jeder Kompagnie ein besonderes Schußfeld zugewiesen. Die Maschinengewehre richteten sich ebenfalls genau ein.

Naun waren diese Anordnungen getroffen, da gesten auch schon die französischen Hörner, bröhte das wilde Aufheulen der Reiter. Sofort zittert unter dem Anprall vieler hundert Koffeshuse die Erde. Im Sonnenlicht flirren und blitzen die Waffen. Und wie das Wetter braust die französische Elitetruppe heran. Einen prachtvollen Anblick gewähren die wogenden Pferdeleiber, die flatternden Mähnen und die unter wildem Geheul geschwungenen Säbel.

Jetzt sind sie auf tausend Meter heran. Nun auf achthundert. Nichts rührt sich bei den Deutschen. Kein Schuß fällt. Keine Wimper zuckt. Ruhig liegen die Landwehrmänner hinter ihren schußfertigen Gewehren. Die Hand am Hebel harzt die Bedienung der Maschinengewehre des rechten Augenblicks zum Eingreifen.

In einer Entfernung von nur sechshundert Metern wagt jetzt

die Spiegeltat der Schwadronen. Fünfhundert Meter nun. Langsam, aber zielsicher, beginnt das Feuer der Maschinengewehre. Sofort zieht sich die geschlossene Kolonne der Jäger etwas auseinander. Aber Stürzende geht's hinweg, doch vorwärts — vorwärts. Immer noch schweigt die Landwehr, die nur noch vierhundert Meter von den herantastenden Reitern trennen.

Derierbild.



Wo ist der Gefährte?

Dreihundertfünfzig Meter — jetzt! Ein gelender Pfiff, ein aufzudendes Feuermeer, ein rasender Schlag. Und nun ein Rattern und ein Prasseln, ein Schmettern und Krachen, als ob die Erde bersten wolle. Die ersten Reihen der heraufstürzenden Schwadronen liegen wie hingemäht. Darüber, rechts und links vorbei, stürzt der Rest. Nur ein fürchterlicher Wall von zudenden, stürzenden Menschen und Tieren, ein gräßliches Durcheinander von Waffen, bäumenden, springenden Pferden ist noch zu sehen, aus dem gellenden Wiehern, schauerliches Röcheln, Todeschreie von Mensch und

Tier schrillen, und in den herein das rasende Schnellfeuer Tod und Verderben trägt, unaufhörlich, unerbittlich.

Drei Minuten nur sind seit dem Antritt der Jäger vergangen — die stolze Truppe ist nicht mehr! Siebenundzwanzig Unverwundete nur fielen als Gefangene in die Hände der Deutschen. Alles andere deckt tot oder sterbend die Wahlstatt.

Inzwischen hat sich die französische Infanterie aus den Weinbergen heraus entwikkelt und setzt zum Vorrück an. Es kommt nicht mehr dazu. Auf dem rechten Flügel donnern deutsche Geschütze und ihre Schrapnells tragen den Tod in die französischen Reihen. Hornsignale, dröhnendes Hurra ertönt aus dem Wäldchen.

Die Unterstützung ist da, jetzt ist aber auch die Landwehr nicht mehr zu halten.

„Sprung auf! — Marsch, marsch!“

Empor fliegen die bärtigen Krieger und stürmen in rasenden Fluchten vorwärts auf den Gegner. Erschütternd dröhnt ihr furchtbares Hurra. Auf zuden die Büschensolben. Der Nahkampf beginnt, jenes furchtbare, todeswütige Ringen, das dem deutschen Ruhmestranz ein weiteres Blatt anflügen wird.

Unsere Zimmerpflanzen in der kalten Jahreszeit.

In der kalten Jahreszeit verlangen die Zimmerpflanzen eine ganz besonders liebevolle Pflege. Nie rächen sich kleine Versehen bei der Pflanzenpflege schwerer, als gerade in dieser Zeit. Sehr gefährlich kann der Umschlag der Witterung den Pflanzen dann werden, wenn er ziemlich unvermittelt erfolgt, wenn auf verhältnismäßig warme Tage plötzlich solche mit sehr niedriger Temperatur folgen. Wie sich der Mensch bei solcher Gelegenheit sehr leicht erkältet, so holen sich auch die Pflanzen schnell „einen Schnupfen“, an dem sie meist zugrunde gehen. Darum ist also große Sorgfalt vonnöten.

An Licht und Luft sind die Pflanzen im Sommer gewöhnt worden. Beides muß auch im Herbst erhalten bleiben. Der plötzliche Entzug dieser Lebensfaktoren kann den sicheren Tod herbeiführen. Wir müssen also die Pflanzen, welche im Sommer vor dem Fensterbrett auf der Außenseite des Hauses, auf der Veranda oder im Garten ihren Platz hatten, und die mit Eintreffen der ersten Nachfröste ins Zimmer genommen wurden, jetzt in die unmittelbare Nähe des Fensters stellen.

Eine Ausnahme kann lediglich bei ganz harten Pflanzen, wie Lorbeeren, Antuben, japanischen Spindelbäumen (Evonymus), Oleandern und ähnlichen gemacht werden. Diese kommen auch an weniger heller Stelle gut fort. Die große Mehrzahl der eigentlichen Zimmerpflanzen will aber das Licht, und deshalb ist ihr Platz jetzt am Fenster.

Luft sollen die Pflanzen haben, d. h. natürlich frische Luft.

Es ist jedoch meist nicht angebracht, das Fenster einfach zu öffnen, vor welchem die Pflanzen stehen, sondern die frische Luft muß aus dem Nebenzimmer kommen, oder die Pflanzen sind vom Fenster so lange wegzusetzen, bis die Fenster wieder geschlossen werden. Für eine Pflanze kann aber dieses Wegsetzen verhängnisvoll werden, für die Kamelie. Wenn diese Pflanze nicht ständig mit derselben Seite dem Lichte zugekehrt ist, so wird sie meistens ihre Blumentknochen abstoßen, da diese sich nach dem Lichte reden. Manche Blumenpflegerin hat sich lediglich darum um einen schönen Erfolg bei der Kamelienspflege gebracht, weil sie nicht beachtete, daß diese Pflanze stets mit derselben Seite nach dem Lichte zugekehrt sein muß. Sie wird für die Folge den Fehler vermeiden. Eiskalte Luft, ebenso Zugluft ist den Pflanzen nicht zuträglich. Soll bei Kälte das Zimmer gelüftet werden, so müssen also erforderlichen Falles die Pflanzen so lange in das Nebenzimmer gestellt werden, wo die Fenster geschlossen sind.

Dann muß unbedingt großes Augenmerk auf das Gießen gelegt werden. Vor allen Dingen will bedacht sein, daß die Pflanze im Herbst und Winter bei weitem nicht so viel Wasser verbraucht, als im Sommer. Das wird jede aufmerksame Blumenpflegerin sofort selbst herausfinden. Es muß also auch weniger Wasser gegeben werden. Hierbei ist noch in Betracht zu ziehen, daß die meisten Zimmerpflanzen eine Art Winterschlaf auch im Zimmer lieben. Sie müssen langsam darauf vorbereitet werden, indem nach und nach immer weniger Wasser gegeben wird. Solche Pflanzen — zu ihnen gehören die Fuchsie, das Geranium, das Heliotrop und ähnliche krautige, im Sommer blühende Pflanzen — werfen dann auch nach und nach ihre Blätter ab. Dann ist der Zeitpunkt der Ruhe gekommen, wo die Pflanzen nur noch sehr wenig Wasser gebrauchen, nur so viel, daß die Erde nicht staubtrocken wird. Verhältnismäßig am meisten Wasser brauchen die blühenden Gewächse, als Chrysanthemum, Alpenveilchen, Primeln und ähnliche. Doch soll auch bei diesen Pflanzen in den Untersätzen nie Wasser stehen bleiben. Blattpflanzen, wie Palmen, Aralien, Plectogynen, Gummibäume und andere werden am zweckmäßigsten gar nicht gegossen, sondern je nach Bedarf — sobald die Erde trocken wird, etwa alle acht bis vierzehn Tage — bis an den Topftrand unter Wasser gesetzt, so daß sich die Erde gehörig voll Wasser saugen kann. Das zum Gießen verwendete Wasser soll eine Temperatur von etwa 15 Grad haben, kaltes Wasser wird nicht von den Wurzeln aufgesogen.

Als vierter wesentlicher Faktor im Leben der Pflanze ist die Wärme zu berücksichtigen. Diese darf beileibe nicht für alle Pflanzen die gleiche sein. Pflanzen mit Winterruhe dürfen auf keinen Fall warm stehen. Ein Ort, wo die Temperatur nur wenig über Null steigt, ist der beste. Auch die meisten Blattpflanzen fühlen sich da am wohlsten, wo die Temperatur niedrig bleibt. Doch können diese Pflanzen zur Not auch im geheizten Zimmer bleiben. Die Winterblüher lieben natürlich die Wärme mehr. Dabei muß aber bedacht werden, daß die Pflanzen um so schneller verblühen, je höher die Wärme ist. Bei etwa 12 Grad Wärme werden sich die meisten Blütenpflanzen am wohlsten fühlen. Alle Pflanzen im geheizten Zimmer werden für ein leichtes Überbrausen mit temperiertem Wasser alltäglich sehr empfänglich sein. Die Blüten dürfen aber nicht überbraust werden. Außerst schädlich wirkt es auf die Pflanzen, wenn sie auf „kaltem Fuß stehen“. Nie sollen deshalb die Pflanzen auf Stein stehen. Kleine Holzkübelchen, unter die Töpfe gelegt, verhindern das Abel. Diese Holzkübelchen sollten auch in den Untersätzen zur Anwendung kommen. Steht der Topf direkt auf kaltem Stein, so muß auch die Erde im Topfe kalt bleiben. Dadurch wird die Wasseraufnahmefähigkeit der Wurzeln herabgesetzt und die Pflanze leidet Schaden. Wenn im Winter die Kälte schlimmer wird, so wird es zeitweise notwendig werden, daß die Pflanzen vom Fenster weggesetzt werden müssen, namentlich während der Nacht wird solches erforderlich sein. Für weniger kalte Nächte wird es genügen, wenn zwischen Fenster und Pflanzen eine dicke Pappe oder mehrere Lagen Papier aufgestellt werden. Das gibt einen wirksamen Schutz gegen die Kälte. Natürlich muß man Sorge tragen, daß das Papier nicht am Fenster festfriert.

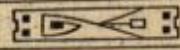
Viel zu leiden haben die Pflanzen unter dem Staub. Dieser setzt sich auf die Blätter und verstopft die feinen Poren, durch welche die Pflanze atmet. Der Staub muß deshalb öfter abgewaschen, nicht bloß auf trockenem Wege beseitigt werden. Ungezieser wird sich im Herbst und Winter bei den Pflanzen nur selten zeigen, dasselbe wird dann durch Abwaschen mit lauwarmem Seifenwasser leicht zu beseitigen sein.

Während im Sommer die nach Osten und Westen gelegenen Fenster für die Pflanzenpflege vorteilhafter als das Süd Fenster sind, ist für die Wintermonate gerade das Süd Fenster das geeignetste. Wer also die Wahl hat, wird an diesem Fenster über Winter die empfindlichsten Zimmerpflanzen aufstellen.

Die Pflege der Pflanzen ist den Winter über etwas umständlicher als im Sommer. Die Blumenliebhaberin darf sich jedoch die Mühe nicht verdrießen lassen. Wenn es zum Frühjahr geht, wird der Erfolg der kleinen Mühseligkeiten zu verspüren sein, und die Blumenpflegerin wird reichliche Entschädigung finden.
C. Fusch.



Unsere Bilder



Der jüngste Unteroffizier der deutschen Armee. Armin Krause, 14½-jährig, ein Kind der Festungsstadt Metz, steht als Unteroffizier im Grenadierregiment Nr. 109 und erhielt bei der Erstürmung des Dorfes Moulon die Feuerkrone.

Der Gesundheitschutz in der österreichischen Armee. Zur Vermeidung von Epidemien hat die österreichische Heeresverwaltung überall im Bereich der Truppen große Behälter bakterienfreien Trinkwassers aufgestellt, eine Einrichtung, die sich vorzüglich bewährt hat.

Julius Föhr, Direktor des Norddeutschen Lloyd, trat als Kriegsfreiwilliger in die Reihen der deutschen Truppen und starb den Heldentod fürs Vaterland.

Die Wohlthaten des Winters. Ganz vorzügliche Deckungen bietet die dicke Schneedecke in den Karpathen. Die Unterstände der Schutzgräben sind vollständig überschnitten und dadurch für feindliche Beobachtungen fast unkenntlich gemacht. Die Ausgänge sehen wie kleine Höhlen aus, während die Unterstände, durch Gänge mit einander verbunden, den Soldaten ganz mössige und warme Aufenthaltsorte bieten. Die Wachtposten aus den Höhlenöffnungen erscheinen wie Bewohner aus der Unterwelt, die verpaßt stehen sie unbeweglich auf ihren verantwortungsvollen Posten.



Die Wohlthaten des Winters. (Mit Text.)



Allerlei



Die praktische Gattin. „O, meine Frau ist ungeheuerlich hausälterisch und praktisch! Da hat mir neulich der Schneider eine Hose verpfuscht — sie war mir viel zu eng. Wissen Sie, was sie getan hat? Zwei Kostümröcke hat sie sich daraus gemacht — aus jedem Bein einen.“

Umgekehrte Welt. „Na, Anna, werden Sie denn Ihren Schatz, den Schornsteinfeger, nicht heiraten?“ — „Ach nein, gnädige Frau, am vorigen Sonntag hab' ich ihn mal mit einem lauberen Gesicht gesehn, und gnädige Frau können sich gar nicht denken, wie häßlich er ist, wenn er sich mal wäscht.“

Wie man aus Darmherzigkeit rasiert wird. In eine Barbierstube kommt ein armer Mann mit einem harten, struppigen Bart, und statt eines Stücklein Brotes bittet er, der Meister solle so gut sein und ihm den Bart abnehmen um Himmels willen, daß er doch auch wieder aussehe wie ein ehrbarer Christenmensch. Der Meister nimmt das schlechteste Messer, was er hat, denn er dachte: „Was soll ich an diesen Vorstern wie Besenreisef ein gutes Messer stumpf haben für nichts und wieder nichts?“ Während er nun an dem armen Teufel kratzt und schabt und diesem der Schmerz das Salzwasser in die Augen treibt und er darf doch nichts sagen, weil es ihm der Schinder-Barbier ja unsonst tut, heult der Hund auf dem Hofe in einem fort. Der Meister sagt zum Lehrbuben: „Was fehlt dem Pöppel, daß er winselt und heult, als säle er am Spieße?“ Der Christoph sagt: „Meister, ich weiß es nicht!“ Der arme Hans Frieder auf dem Markthuhle aber sagte: „Ich weiß es; er wird vermutlich auch um Gottes willen barbiert, wie ich.“

Zeitfame Erklärung. Friedrich der Große sah es sehr gern, wenn sich junge Edelleute, hauptsächlich in dem neu erworbenen Schlesien, entweder dem Militär oder dem Zivildienste widmeten. Bei einer Reise zur Revue in Schlesien ritt ihm in dieser Provinz ein junger Mann von sehr schönem Aussehen auf einer Station vor. Dem Könige fiel der Anstand des Vorreiters auf, er winkte ihn deshalb an den Wagen. Der Gefürstete erwiderte und es entstand nun folgender Dialog: „Wie heißt Er?“ — „Von S...“ „Wo. Majestät.“ — „Wer ist Sein Vater?“ — „Der v. S... auf...“ — „Wie alt ist Er?“ — „Zwanzig Jahre.“ — „Warum dient Er mir nicht?“ — „Ich habe schon die Gnade, in Eurer Majestät Dienst zu sein.“ — „Was ist Er denn?“ — „Er. Majestät haben bei der Subdignation von Schlesien geruht, mich zum Kammerherren zu ernennen.“ — „Pfu! Schämt Er sich nicht, nichts anderes werden zu wollen als so ein Hofschlingel?“ sagte der König und zog das Wagenfenster schnell wieder in die Höhe. T.

Gemeinnütziges

Gebrannte Mandeln. 500 g Zucker wird mit Rosenwasser angefeuchtet und gekocht, bis er Fäden zieht. Dann schüttet man 500 g süße Mandeln, etwas gestoßenen Zimt, etwas Roschenille oder Kirschsaffran hinzu, rührt die Mandeln durcheinander, läßt sie einige Sekunden kochen und schüttet sie, wenn sie trocken werden, auf einen mit Fett bestrichenen Teller.

Als Rheumatismusmittel haben sich Abkochungen von Sassafraswurzel recht gut bewährt. Man kocht einen Eßlöffel voll von der Droge mit drei Tassen kochendem Wasser ab, preßt die Flüssigkeit ab und trinkt sie im Laufe eines Tages aus.

Zu Knochenbrühe eignen sich am besten frische Knochen, getrocknete und gekochte Knochen sind von viel geringerem Wert. Kalbs- und Schweineknöchel lassen sich am leichtesten zu Füllbrühe vermahlen.

Vienenzucht: Honigwaben mit Anhrfäden. Solch beschmutzte Waben anderen Völkern zur Verbesserung des Nahrungsbestandes einzuhängen, ist nicht ratsam. Die Vienen gehen nur mit sehr viel Widerwillen und bei äußerster Not an solche Waben.

Das üppige Gedeihen der Aquarienpflanzen wird gesichert, wenn der Behälter mit Regenwasser, oder abgekochtem oder destilliertem Wasser gefüllt wird, dem per Liter ein halbes Gramm phosphorsaures Natrium zugesetzt wird.

Möhrenbeete sollten unbedingt noch im Winter gegraben werden. Wenn der Same eingebracht wird, muß der Boden noch seine volle Winterfeuchtigkeit besitzen. Humusreicher Boden in voller vorjähriger Dungkraft jagt den Möhren am besten zu.

Agaven zählen zu den Fettpflanzen, die sich lange Zeit, auch im Sommer ohne Wasser halten können. Während des Winters sollen solche Pflanzen an ihrem kühlen Stand höchstens drei- bis viermal gegossen werden. Solange die Blätter nicht schrumpfen, haben sie Feuchtigkeit genug.

Worträtsel.

Es ist ein öffentlich Gebäude;
Du ahst es zu Mittag heute.
Melitta Berg.

Homonym.

Im Schweizerland ist oft es fand,
Doch ist's in China auch bekannt.
Fritz Guggenberger.

Wortquadrat.

	I	
I	I	
I		I
I	I	
	I	

Folgende Buchstaben:
A, B, E, E, E, E,
E, F, G, G, H, K,
L, L, N, O, O.

Sind so in die leeren Felder der Figur zu setzen, daß die waagrechten Reihen folgendes ergeben:
1) Einen deutschen Dichter. 2) Eine Blume.
3) Einen magarischen Romanhelden. 4) Einen berühmten Maler.
5) Eine Frucht.

Richard Wölke.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Anagramms: Das Glas. — Des Logogriffs: Rabe, Zafe.
Des Silberrätsels: Wagen, America, Goethe, Nedar, Emilie, Ratto.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart